

Prequel

Wenn man drogenabhängig ist, hat man keinen Jetlag. Jahrelang bin ich zwei oder drei Mal im Monat von London nach Los Angeles und wieder zurückgefliegen. Die Party in London war vorbei, wenn ich mich bei Noel oder Liam, Bobby oder Throbs losriss und in ein Taxi nach Heathrow fallen ließ. Dann im Flugzeug eine Valium einwerfen, ein paar Stunden Schlaf und dann wieder Action. Raus aus dem Flieger, Drogen besorgen, sich besaufen, und weiter geht die Party. Es war die gleiche Party, sie sind irgendwann alle zu einer einzigen verschwommen.

In dieser Nacht 1994 war ich mit Primal Scream unterwegs, die irgendwo in Waterloo probten. Ich glaube, Oasis hatten die Stadt in der Nacht zuvor verlassen. Ihr erstes Album war noch nicht erschienen, und sie hatten einen mächtigen Appetit auf das Rock-and-Roll-Leben, von dem sie inzwischen wussten, dass es sie erwartete. Jeder Besuch in London wurde zu einem zweitägigen Besäufnis. Ich hatte Grippe und hätte im Bett bleiben sollen. Stattdessen kokste ich mit Throb Young. Er baute Linien, so lang wie ein Arm. Und auch fast so dick. Kurz bevor mein Taxi kam, machte ich den Fehler und zog mir eine davon rein.

Auf diesen Trip nahm ich meine Schwester Susan mit. Ich wollte ihr meine coolen Freunde in L. A. vorstellen und dafür sorgen, dass sie sich amüsierte. Es würde richtig gut werden. Creation Records war das hedonistischste und vergnügungssüchtigste Rock-and-Roll-Label der Welt, es entsprach darin voll und ganz mir selbst.

Im Taxi nach Heathrow fing ich an, mich merkwürdig zu fühlen. Ich durchwühlte meine Taschen nach einer Valium oder Temazepam. Scheiße, nichts mehr da. Ich atmete tief durch. Macht nichts. Ich hatte diesen Trip schon hunderte Male hinter mich gebracht. Noch mal tief Luft holen. Würde schon schiefgehen.

Es sollte drei Jahre dauern, bis ich Großbritannien das nächste Mal verließ. Es war der Augenblick, der alles veränderte.

GLASGOW



Mein Vater hat nicht allzu viel unternommen, um mir im Leben weiterzuhelfen, aber er gab mir einen guten Rat, als ich jung war: Wenn dir jemand sagt, er würde dir eine reinhauen, dann tut er das wahrscheinlich nicht. Hab' keine Angst vor denen, die dir drohen. Es bleibt wahrscheinlich bei der Drohung.

Und damit lag er richtig. Selbst in den gewalttätigen 1970er Jahren in Glasgow waren nicht die Großmäuler das Problem. Es sollte nicht lange dauern, und ich wurde selbst eines. Ich erinnerte mich allerdings an seinen Rat, als ich Jahre später mit den mächtigsten Männern der Musikindustrie verhandelte, die drohten, mir alles wegzunehmen, was ich aufgebaut hatte. Mein Vater dagegen gab keine Verwarnungen. Er gab mir was anderes mit auf den Weg. Von dem Tag an, als ich Glasgow verließ, habe ich keine Angst mehr vor niemandem gehabt – denn ich wusste, was es heißt, wirklich Angst zu haben.

Ich wurde am 29. September 1960 im Redlands Hospital nahe der West End Road in Glasgow geboren. Mein Vater, John McGee, heiratete 1953 meine Mutter, Barbara Barr. Er war 20 Jahre alt, sie 19. Sie lernten sich kennen, weil meine Mutter die Bücher der Werkstatt führte, in der mein Vater als Autoschlosser arbeitete.

Meine Eltern kamen beide aus Arbeiterfamilien. Mein Großvater mütterlicherseits, Jimmy Barr, arbeitete bei Govan Shipbuilders, der Werft am Clyde. Ich habe ihn nie kennengelernt, er starb 1953 an einem Herzinfarkt. Meine Verwandten neigen dazu, in ihren Fünfzigern abzutreten – ein wenig besorgniserregend für den 52-Jährigen Schreiber dieses Buchs. Aber das ist Schottland, die Ernährung, das Wetter, der Schnaps – ich habe all das hinter mir gelassen. Opa Barr war, nach allem, was man hört, ein schwerer Alkoholiker. Meine Mutter sagt, dass er ihr und Oma Barr das Leben zur Hölle gemacht hat, und das glaube ich sofort. Ich habe nie einen elenderen Menschen getroffen als Oma Barr, und es ist kein Wunder, dass meine Mutter, ihr Kind,

auch nicht besonders glücklich war. Oma Barr war in einem der inzwischen berüchtigten Quarrier-Waisenhäuser aufgewachsen, die im 19. Jahrhundert vom Glasgower Schumacher William Quarrier gegründet worden waren. Der Name war gleichbedeutend mit Missbrauch. Ihre Mutter war jung an einer Krankheit gestorben und ihr Vater im Ersten Weltkrieg gefallen. Oma Barr und ihr Bruder wurden daraufhin in einem Quarrier-Heim untergebracht. Als Kind wusste ich nicht viel darüber und fand es erst heraus, als mein Vater mitbekam, dass ich Geld in einen für Quarriers bestimmten Umschlag steckte. »Lass das bloß nicht deine Oma sehen!«, sagte mein Vater. Ich fand nie genau heraus, was meiner Oma im Waisenhaus passiert ist. Es gab körperlichen Missbrauch, da bin ich mir sicher. Oma Barr konnte ein ziemlich widerliches Miststück sein, aber bei so einem Start ins Leben hatte sie vermutlich keine andere Wahl.

Den Vater meines Vaters habe ich auch nie kennengelernt. Er war, wie mein Vater, in der Autobranche und starb in seinen Fünfzigern, vor meiner Geburt. Von Oma Gee, wie wir sie nannten, bekam ich nicht viel mit. Sie wurde bei uns zu Hause etwas verteufelt, aber ich habe nie erfahren, warum, und sie hatte auch fast keine Beziehung zu meinem Vater. Sie starb, als ich vierzehn war. Mein Vater hatte einen Bruder, der erst vor kurzem starb. Er hatte im Zweiten Weltkrieg auf Zypern einen Kopfschuss bekommen, aber das schien ihn nicht groß zu bremsen.

Mein Vater war ein ziemlich attraktiver Mann mit dunklem Cary-Grant-Haar und stechend blauen Augen. Für den kleinen Alan war er ein Held. Er war stark, das brachte seine Arbeit als Automechaniker mit sich. Tatsächlich ist eine meiner frühesten Erinnerungen, dass er mich aus meinem Bett hebt und nach unten bringt, weil das Dach unseres Hauses wegen eines brüchigen Kabels im Speicher Feuer gefangen hatte. Die Feuerwehr kam und rettete uns; das Haus blieb stehen. Je älter ich wurde, desto weniger sah ich von ihm. Er war immer auf der Arbeit. Er

hatte seinen Tagesjob bei Wiley's, dann kam er nach Hause, aß schnell zu Abend und war wieder weg, um mit Schwarzarbeit etwas dazuzuverdienen – oder zu den Freimaurern zu gehen.

Es war manchmal schwer, den Verwandlungskünsten meiner Mutter zu folgen. Jeden Monat hatte ihr Haar einen anderen Schnitt oder eine neue Farbe, sie änderte beides regelmäßig. Sie war immer gut gekleidet und sehr dünn. Sie war selbst ein Hingucker, wenn auch nicht ganz in der Liga meines Vaters, und die Aufmerksamkeit anderer Frauen, die er genoss, verletzte sie. Sie rauchte ständig und besonders, wenn sie mies drauf war.

Und das kam immer häufiger vor, seitdem Oma Barr 1963 bei uns eingezogen war. Wir waren gerade erst von Govanhill, Paisley, in die 36 Carmunnock Road, Mount Florida, umgezogen, ganz in die Nähe von Hampden Park, wo die Heimspiele der schottischen Nationalmannschaft stattfinden. Bei Oma Barr war eingebrochen worden, und jetzt hatte sie Angst, in ihrem Haus zu bleiben. Meine Mutter hatte keine Geschwister, war also die Einzige, die helfen konnte, und so zog Oma Barr zu uns. Die Stimmung zu Hause verschlechterte sich rapide. Ich kann mir vorstellen, dass meine Eltern sich wie in einem Gefängnis fühlten und sich sehr über das Opfer, das sie bringen mussten, ärgerten. Damals war ich drei Jahre alt, Oma Barr bestimmte also den größten Teil meiner Kindheit die Atmosphäre in unserem Haus. Ich lebte dort, bis ich 16 war und mein Vater es mir unmöglich machte, noch länger zu bleiben. (Dazu kommen wir noch.)

Meine Mum arbeitete genauso hart, um Geld zu verdienen, wie mein Vater. Sie arbeitete, wo immer sie einen Job bekam, von der Buchhaltung in der Autowerkstatt bis hin zu einem Sportgeschäft; sie war eine Alleskönnerin. Sie war die Klügere der beiden, aber die Zeiten waren nicht so, dass Frauen beruflich hätten aufsteigen können. Und Arbeiter-Frauen aus Glasgow schon mal gar nicht. Ich wünschte, sie wäre 20 Jahre später zur Welt gekommen, dann hätte sie eine Chance gehabt,

ihre Intelligenz einzusetzen. Sie hätte das Leben wohl als sehr viel weniger frustrierend empfunden. Sie stritt sich ständig mit meinem Vater – sie wusste genau, wie sie ihn auf die Palme bringen konnte.

Trotzdem hatte ich, bis ich in die Hauptschule kam, eine ziemlich glückliche Kindheit.

Die Grundschule von Mount Florida lag in unserer Straße, nur knapp 200 Meter entfernt. Schule machte Spaß. Meine Schwester Laura kam 1963 zur Welt, zu früh, als dass ich mich daran erinnern könnte. Am Anfang bewunderte sie mich noch, aber daraus wurde bald Konkurrenz. Ich war wohl immer noch niedlich genug, um meine Eltern nicht zu nerven, und so klein, dass es unangemessen schien, mich mit dem Gürtel zu schlagen. Ich liebte Fußball, und wir wohnten nur fünf Minuten entfernt von Hampden Park. Es war immer ein Fest, wenn Dad mich dorthin mitnahm, um die Queen's Park Rangers zu sehen oder ein Länderspiel gegen England. Die Spiele gegen England waren das Aufregendste auf der Welt! Sie waren völlig verrückt: Da standen 150 000 Menschen und sangen, schaukelten zwei Meter zur einen, dann zwei Meter zur anderen Seite – der »Hampden-Shake«. Es war richtig gefährlich. Berauschend. Mein Dad musste mich festhalten, damit ich nicht zu Tode getrampelt wurde. Er hasste das. Später wurde ich zu einem Fan der Rangers, das war weiter weg – 30 Minuten nach Westen und südlich der Schiffswerft, auf der mein Großvater gearbeitet hatte. Mit elf Jahren fing ich an, alleine dorthin zu gehen und sah die Rangers jeden zweiten Samstag.

Man kann dem Sektierertum in Glasgow nicht entgehen. Ich wusste, dass als Rangers-Fan von mir erwartet wurde, die Celtic-Fans zu hassen, und das nur, weil sie Katholiken waren. Aber eine Menge meiner Freunde waren katholisch – das spielte für mich nie eine Rolle. Ich bin nicht mal ein gläubiger Christ, gar nicht zu reden vom katholischen oder evangelischen Glauben.

Aber selbst vor diesem Hintergrund hatte diese stammesmäßige Rivalität etwas, das für eine unschlagbare Atmosphäre sorgte. Die Spiele waren großartig. Das Gebrüll im Stadion war extrem; die Rangers-Fans waren damit beschäftigt, die Celtic-Fans zu verprügeln, und da sie schon mal dabei waren, verprügelten sie sich auch gleich gegenseitig. Aber daran war ich gewöhnt; es hat mir nie Angst gemacht.

Den ersten Vorgeschmack auf Gewalt in den eigenen vier Wänden gab mir Oma Barr. Sie fing an, mit einem Pantoffel nach mir zu schlagen und ging dann zu ihren hohen Absätzen über. Das waren große, schwere Teile, und meine Mutter kam auf den Geschmack und machte es ihr nach.

Als ich neun war, wurde die Gewalt immer schlimmer, da kam meine Schwester Susan zur Welt. Im Haus gab es einfach nicht genug Liebe für drei Kinder, und Laura und ich standen nicht mehr an erster Stelle. Die Gemüter erhitzten sich. Wir waren jetzt ziemlich viele, und ziemlich oft gingen wir aufeinander los. Meine Mum war eine liebevolle Frau, aber auch eine frustrierte. Außerdem vielbeschäftigt: Sie arbeitete hart, und da sie die Frau im Haus war, glaubte sie vielleicht, sich besonders um die Mädchen kümmern zu müssen.

Oma Barr hatte ihren Schuh sekundenschnell zur Hand, und dann lag ich auf dem Boden und hielt mir die Beule, die auf meinem Kopf wuchs. Sie war eine große Frau und konnte für ihr Alter derb zuschlagen. Man wusste nie, womit man bei ihr als nächstes rechnen musste. Man hatte ihr alle möglichen Medikamente verschrieben, und sie schluckte die Pillen löffelweise. Auf jeden Fall Schilddrüsenpillen, aber auch alle möglichen anderen – keine Ahnung, was die mit ihr anstellten. Mein Vater sagte immer, wenn man sie schütteln würde, dann könnte man es rasseln hören. Er gab sich alle Mühe, ihr aus dem Weg zu gehen, und ich vermute, sie war der Grund dafür, dass er so viel Schwarzarbeit annahm und ein so eifriger Freimaurer wurde.

Ich ging davon aus, dass auch alle anderen so ein Leben führten, und wahrscheinlich war es bei vielen so. Glasgow war ein trostloses, ein bedrohliches Pflaster. Wo ich herkam, hatte niemand Geld, und wenn die Leute tranken, dann ließen sie ihre Frustrationen an dem aus, der gerade greifbar war. Und je älter ich wurde, desto häufiger war ich das.



Wenn man mit der Grundschule fertig war, hatte man keine große Auswahl, wohin man gehen konnte, anders als heute. Bei mir war es die Hauptschule King's Park, und dort traf ich die Jungen, die die erste Inkarnation von Primal Scream werden sollten: Bobby Gillespie, Robert Young und Jim Beattie. Ich war eine Klasse über Bobby Gillespie, der gleich um die Ecke wohnte. Nur neun Monate lagen zwischen uns, aber irgendwann muss er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben: Er sieht zwanzig Jahre jünger aus als ich, obwohl er noch Jahre gesoffen hat, nachdem ich schon ruhiger geworden war. Aber ich glaube, wir alle haben einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, und manche waren dabei eben erfolgreicher als andere. Zu guter Letzt habe ich es ja auch nicht allzu schlecht getroffen.

Bobby Gillespie ist mein ältester und bester Freund. Wir beide kennen uns inzwischen seit 41 Jahren. Es war immer eine intensive Beziehung. In manchen Jahren konnten wir überhaupt nicht miteinander sprechen, aber schließlich sind wir doch immer wieder aufeinander zugegangen. Besonders damals wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, dass er einmal der hipste Rockstar seiner Generation werden würde. Er war einfach ein normaler Kumpel, einer aus der Clique, der nicht weiter auffiel: Rannte auf dem Schulhof einem Fußball hinterher, wie wir alle.

In Mount Florida lag etwas in der Luft. Sobald wir auf der Hauptschule waren, wurde die Gewalt unübersehbar. Ich habe Sachen gesehen, die kein Kind sehen sollte. Eines Tages hatte

ein älteres Kind eine kleine Handaxt dabei und schlug sie auf dem Spielplatz einem anderen in den Rücken. Uns schien das normal zu sein. Die Gegend war nicht schrecklich, jedenfalls nicht für Glasgow. Aber auf den Spielplätzen gab es immer wieder Messerstechereien, und gelegentlich ging es eben auch mit einer Axt zur Sache.

Ich selbst war damals nicht gewalttätig. Robert Young von Primal Scream war ein paar Jahre jünger und hatte was für Schlägereien übrig. Er war klein, aber ein echter Draufgänger. Später nannten wir ihn Throb, »Schläger«. Er gab den Herzschlag der Band vor. Schon damals hat er sein Selbstvertrauen wohl aus seiner körperlichen Konstitution geschöpft. Wie Alex Ferguson über Dion Dublin sagte: Ihr solltet ihn mal unter der Dusche sehen, das ist prachtvoll! Auch Bobby war kein Schläger, obwohl er mit solchen rumhing. Ich hätte mich nur geprügelt, wenn jemand mich in die Enge trieb. Ich war nicht zimperlich – bei uns zu Hause musste man schon einen Schlag abkönnen, und wenn jemand es unbedingt darauf anlegte, verpasste ich ihm auch einen. Aber kämpfen war nicht mein Ding: Ich stand auf Bowie.

Ich war inzwischen beinahe besessen von Musik. Ich hielt Musik für meine Rettung, so wichtig war sie mir. Und Geld und Musik gehörten für mich sofort zusammen. Ich brauchte Geld, um Platten zu kaufen, um zu Konzerten zu gehen, um unabhängig von meiner Familie zu werden. Ich fing mit elf Jahren an, selbst Geld zu verdienen, da war ich gerade erst auf die Hauptschule gekommen. Meine Kumpel bekamen 50 Cent Taschengeld in der Woche, und ich fragte meine Eltern, ob ich das auch bekommen könnte. Ich hätte es wissen sollen: Ausgeschlossen. Sie *hatten* einfach keine 50 Cent, um sie mir zu geben, wirklich nicht, sie brauchten alles, um uns zu ernähren und die Rechnungen zu bezahlen. Das muss ich meinem Dad schon lassen: Er verdiente nicht viel und musste hart dafür arbeiten, aber er

brachte das Geld nach Hause, um drei Kinder aufzuziehen. Da blieb nichts übrig.

Eines war sicher: Er würde mir nie Taschengeld geben. Also besorgte ich mir einen Job bei der *South Side News* und verkaufte Zeitungen auf der Straße, das Stück 10 Cent. Vier Cent von jedem Exemplar gehörten mir. Das war okay, zumindest eine Woche lang, dann wurde mir klar: Wenn ich eine Stunde früher bei der *News* war, um fünf statt um sechs, lagen die Zeitungen schon bereit, aber niemand war da. Eine Stunde weniger Schlaf hieß, dass ich mich einfach so bedienen konnte. Ich nahm 200 Exemplare, verkaufte alle und machte so 20 Pfund die Woche. Zwanzig Tacken waren damals ein Vermögen, nicht nur für einen Knirps wie mich. Damit fing alles an. Der Spaß, Geld in der Tasche zu haben. Der Kitzel, es zu verdienen. Wenn man reich werden wollte, hatte man keine Zeit zu schlafen.

Die Musik, die meine Eltern daheim hörten, war fast durchgängig schrecklich. Ich war immer wieder überrascht davon, wie viele Menschen ihrer Generation in den Sechzigern jung genug waren, um zu verstehen, was um sie herum passierte, und doch zu Hause blieben und Tony Orlando hörten. Meine Eltern waren, soweit ich mich erinnere, nur selten zusammen glücklich, aber das war einer dieser Momente: Es war Samstagabend, sie tranken etwas und hörten gemeinsam »Knock Three Times«, klopfen auf den Fußboden anstatt an die Decke, wenn Tony sie fragte, ob sie ihn wollten. Meine Antwort war: Ich jedenfalls *nicht*. Ich konnte auch nicht verstehen, dass sie dieses Zeug hörten, wenn sie doch mitten in einer musikalischen Revolution lebten. Wenn sie hip gewesen wären, dann hätte ich vielleicht einen ganz anderen Weg eingeschlagen, ich sollte mich also nicht beschweren. Sie ertrugen die Beatles, weil das London Symphony Orchestra ihre Songs eingespielt hatte. Und liebten tatsächlich Simon and Garfunkel, spielten immer wieder »Bridge Over Troubled Water«, und das war nicht schlecht.